

Geben und Nehmen Das Glücksprinzip des Südens



In Frankreich wie auch in Italien gilt das Aufteilen der Rechnung als verpönt – ein gelassenerer Umgang mit Geld, als ihn viele Deutsche haben. Foto: Getty Images/Gary Yeowell

Von Alexander Oetker

Kurz vor der Geburt meines ersten Sohnes schenkte mir eine Kollegin ihr Babybett. Es war fünfzehn Jahre alt, sie hatte es schon oft verliehen, es

hatte viele Schrammen und knarzte ganz schön. Trotzdem freute ich mich darüber, es war etwas Besonderes. Als die Kollegin uns das Bett übergab, tat sie es jedoch mit den Worten: „Ist ja ein Geschenk. Du kannst mir eine richtig gute Flasche Wein dafür geben.“

Das wiederholte sie noch zweimal, bis ich ihr dann wirklich eine gute Flasche überreichte. Bis heute muss ich über diese Geschichte lachen. Natürlich hätte ich ihr etwas für das Bett gegeben, vielleicht sogar mehr als eine Flasche Chablis. Aber die wiederholte Aufforderung war einfach zu komisch, und vor lauter Unverständnis hätte ich gerne ins Bettgitter gebissen. Die Kollegin hatte lange im Ausland gelebt und war trotzdem so deutsch.

Ganz ähnlich war mir zumute bei einer ehemaligen Bekannten, die uns für einige Zeit ihren gebrauchten Kindersitz auslieh. Leider fiel der bereits sehr betagte Autositz einem Brand in unserem Ferienbungalow zum Opfer, so wie das gesamte Inventar.

Als die Bekannte wieder ein Kind erwartete, wollten wir den Sitz ersetzen, woraufhin sie uns die zehn Jahre alte Originalrechnung schickte und die Überweisung des Neupreises erwartete.

Als ich vorsichtig infrage stellte, ob es richtig sei, einen abgenutzten Sitz nach so langer Zeit vergolden zu wollen, sprach sie nie wieder ein Wort mit mir. Beide Vorgehen sind natürlich legitim. Sie sind aber das genaue Gegenteil von einem der wichtigsten Glücksprinzipien des Südens.

Eine Hand wäscht die andere – im Süden gelebte Realität

Eine Hand wäscht die andere. Das ist keine Phrase, sondern im Süden gelebte Realität. Versuchen Sie mal, in Nizza oder in Neapel dem Kellner klarzumachen, dass der Zehnertisch getrennt bezahlen möchte – Sie werden Kopfschütteln ernten, mindestens. In Italien zahlt man alla romana, einer löhnt für alle, und hinterher teilt man sich die Kosten – oder

es wird gleich eine Einladung draus, bis zum nächsten Mal, dann ist es andersrum.

In Frankreich gilt das Aufteilen der Rechnung genauso als verpönt. Wie oft höre ich in deutschen Freundeskreisen von Problemen mit der Bezahlung, egal ob im Restaurant oder bei der Urlaubskasse. Neulich unternahm eine Freundin eine Reise mit ihren Freundinnen. Vor der Reise hatte man die Kosten für die Unterkunft brav per PayPal durch fünf geteilt, diejenige, die die anderen im Auto mitnahm, bekam das Benzingeld.

So weit, so gut. Schon beim Einkauf fürs abendliche Dinner, der natürlich auch durch fünf geteilt werden sollte, war der Ärger aber programmiert: Eine Freundin war Veganerin, sie lehnte es ab, fürs „ach so teure Steak“ mitzubezahlen – nicht aus Geiz, wie sie sagte, sie wolle aber auch nicht den bestialischen Mord an dem armen Rind unterstützen. Eine andere Freundin war schwanger und forderte deshalb, man müsse den Wein aus ihrem Anteil herausrechnen, sie habe ja schließlich nichts davon.

Man kann die finanzielle Sorglosigkeit auch übertreiben

So dauerte die Abrechnung der Einkaufskosten doppelt so lang wie der Einkauf selbst – und hinterher hatten alle genug Gelegenheit, um zu lästern oder sich zu ärgern. Solch ein Auseinanderdividieren im Restaurant beobachte ich oft hierzulande, wenn Gruppen ihre Rechnungen aufteilen, bevorzugt mit dem Handy-Taschenrechner: Sabine hatte doch keine Suppe, und Thomas hatte das viel teurere Hauptgericht. Da müsse man jetzt mal rechnen, einfach alles durch vier, das geht natürlich nicht. (...)

Klar, man kann die finanzielle Sorglosigkeit auch übertreiben: Silvio Berlusconi ließ sich jahrzehntelang korrumpieren und korrumpierte seinerseits, hinterzog Steuern und bestach Amtsträger, was das Zeug hielt. Seinem Volk lieferte er damit die Vorlage, um zu sagen: Na, wenn die da oben das machen, dann können wir das auch, dann müssen wir uns auch

nicht an die Regeln halten. Derlei wilde Buchhaltung und kriminelle Energie sind natürlich mit dem Glücksprinzip nicht gemeint.

Aber eben auch nicht das komplette Gegenteil, dieses penible, übergenaue Aufrechnen von allem, wie es in Deutschland oft praktiziert wird. Wenn Bekannte ihre Leihgaben aufrechnen, Freunde ihre Geschenke und Ehepartner die Hausarbeit. Die Wahrheit liegt irgendwo in der Mitte.

Keine Erbsenzählerei und kein Prassen um des Prassens willen, es geht schließlich nicht um angloamerikanische Großkotzigkeit, sondern um ein Gleichgewicht der Kräfte, und das betrifft längst nicht nur das Finanzielle, sondern unser tagtägliches Wirken: etwa ein Ratschlag, eine gute Tat oder auch nur das Bekanntmachen mit jemandem, der einem weiterhelfen kann.

Ich gebe dir heute was – du gibst mir morgen etwas

Es ist das Geschäftsprinzip des Südens. Ich gebe dir heute was – und du gibst mir etwas, wenn die Zeit reif dafür ist, vielleicht ist das morgen, vielleicht erst in einigen Monaten. Dass etwas gar nicht vergolten wird, tritt so gut wie nie ein: Das Leben ist lang, und es findet sich immer eine Gelegenheit, ein gutes Wort oder eine gute Tat zurückzugeben. Und: Um die Höhe des Betrags oder des Aufwands geht es bei diesen Tauschgeschäften nicht.

Eine gute Freundin von mir stammt ursprünglich aus einer süditalienischen Familie. Sie wuchs in Campobasso auf, der Hauptstadt der Region Molise, im Süden Italiens. Ihre Eltern kamen wie so viele aus der strukturschwachen Gegend als Gastarbeiter nach Deutschland, doch der Großteil der Familie blieb an dem Ort, den sie immer noch ihre Heimat nennt. Als Kind war meine Freundin oft im sonnigen Süden – und lernte schnell, wie das Überleben funktioniert. Das System prägt sie bis heute.

Es gab nie viel zu essen in dieser kargen Region, es herrschte eine Mangelwirtschaft, aber eine, die durch das Prinzip des Teilens erträglich war: Da war Tante Lucia, die auf ihrem Grundstück Hühner hielt, und die Großmutter meiner Freundin, die den ersten Backofen im ganzen Dorf hatte, mit Holz und offenem Feuer.

Die alten Damen besuchten sich gegenseitig, genossen Gemeinschaft und ein wenig Geplauder – und anschließend ging die eine mit einem halben ofenwarmen Brot nach Hause, während die andere ein wenig Olivenöl in die Pfanne ließ, um die frischen Eier zu braten, die sie eben bekommen hatte. Derlei Tauschgeschäfte kennen wir natürlich auch in Deutschland – aber sie sind deutlich weniger geworden, wie ich finde. Meine Nachbarn auf dem Dorf lassen sich ihre Eier zumeist mit Geld bezahlen.

Die unbewachten Kassen vor den Haustüren sind seltener geworden oder ganz verschwunden, weil irgendwie auch das Vertrauen ineinander nicht mehr da ist. Das selbstlose Geben und Nehmen scheint ein Relikt vergangener Tage zu sein – aber eines, dem alle nachtrauern.

„Ich bin ja gebürtig aus Schwaben“, sagt Katina Papadomanolakis, die ich in Athen getroffen habe. „Deshalb weiß ich, wie Sparsamkeit funktioniert und wie ungern die Deutschen etwas abgeben wollen.“ Sie ist die Tochter einer Deutschen und eines Griechen und lebt seit mittlerweile siebzehn Jahren in Athen.

Die Krise ist überwunden, und viele haben sie nur überlebt, weil die ganze Gesellschaft ein geschlossenes System war, in dem die Menschen einander halfen. Ob derlei auch in Deutschland funktioniert hätte? Ich bezweifle das – weil wir Deutschen in der Krise, noch mehr als sonst, von Misstrauen geprägt sind und darum bemüht, unsere Schäfchen ins Trockene zu bringen. Natürlich nur unsere eigenen.

Leider ist das keine gute Methode, um durch eine Krise zu kommen. Katina sagt es in anderen Worten: „Wir Deutschen sind wahnsinnig hart

zu uns selbst, wir sind alle viel zu selbstkritisch. Dabei gibt es so viele gute Tugenden, aber die sehen wir oft nicht. Und wer hart ist zu sich selbst, der ist auch hart zu anderen.“ Sie erinnert sich an die Zeit der Krise, an die Angst vorm Staatsbankrott, den am Ende die Ärmsten in Griechenland ausbaden mussten – aber damals hat sie zum ersten Mal gelebte Solidarität gespürt.

„Wir Deutschen haben es wahnsinnig schwer, über Geld zu sprechen“, sagt Katina. „Es schwankt ständig zwischen dem Neid auf andere und der Angst, unbescheiden zu sein. Niemand würde sagen: Ich verdiene soundso viel. Hier in Griechenland ist das ganz anders. Schon beim Gespräch unter Bekannten erzählen sich manche, was sie verdienen. Es ist ein ganz normales Thema. Und so war es auch ganz normal, in der Krise zu sagen: Hey, ich war heute Morgen beim Bankautomaten, da kam aber nichts mehr raus. Oder: Ich bin seit zwei Wochen arbeitslos, weil meine Firma mich entlassen hat – aber ich muss morgen meine Stromrechnung bezahlen und den Tierarzt, kannst du mir mal schnell dreihundert Euro leihen?“

Auch ihr ging das so, und sie erzählt, wie ihr jemand aus der Familie oder Freunde halfen – und sie es genauso bei anderen machte, die einen Engpass hatten. „Es gibt hier gar keine Hemmungen zu sagen, ich bin gerade eng mit dem Geld – und auch keine Scham, um Hilfe zu bitten. Das kann man merkwürdig finden, gerade wenn man mit dem deutschen Spruch ‘Über Geld redet man nicht’ aufgewachsen ist. Ich habe dazu aber meine Haltung geändert. Hier hätten viele Menschen ohne diese Hilfe von Freunden nicht überlebt. Und ich glaube, nur durch diese Gemeinschaft sind wir stärker aus der Krise gekommen, als wir es vorher waren – weil wir wissen, dass wir uns in der Not auf die Gemeinschaft verlassen können.“

Es ist nicht nur das gemeinschaftliche, solidarische Denken, sondern das Leben für den Moment. Man denkt im Süden nicht so weit in die Zukunft,

man bleibt eher im Hier und Jetzt. „Es gibt nicht diese Vollkaskomentalität“, so erklärt es Katina, als wir das zweite Glas eiskalten Weißwein trinken. „In Deutschland wird so viel an später gedacht – und an alle möglichen Katastrophen, die eintreten können.

„Hier denkt niemand viel über das Alter nach. Und auch nicht darüber, was kommen wird. Die Menschen wissen es nicht – oder sie wollen es nicht wissen. Weil sie schon zu viele Krisen gesehen haben. Warum sollen sie Angst vor etwas haben, von dem sie noch nicht einmal etwas ahnen? Es kommt eh immer anders, als man denkt. Und deshalb sagen sich hier alle: Ich lebe jetzt. Und wenn ich jetzt Geld habe, dann kann ich auch etwas abgeben, wenn ein anderer nichts hat. Das ist ein befreiendes Gefühl, ganz ehrlich.“

Es führt zu einer inneren Freiheit, nicht nur denen zu helfen, von denen man irgendwann selbst Hilfe erwarten kann, sondern auch einfach so etwas abzugeben. Ich habe das auf meinen Reisen durch die Länder des Südens oft erlebt.

Großzügigkeit, ohne eine Gegenleistung zu erwarten

In Athen hatte ich vor kurzem zwei Erlebnisse: Ich fragte einen Wildfremden auf der Straße nach Feuer, er gab es mir und sagte: „Behalte es.“ Auf meine Widerrede, ich könne ihm auch Geld dafür geben, winkte er so entschieden ab, als hätte ich ihn beleidigt. Eine ähnliche Geschichte trug sich in einer kleinen Taverne zu. Der Wirt entschuldigte sich mehrfach, das Essen sei ihm über den Tag ausgegangen, es sei so viel los gewesen. Wir wollten ohnehin nur etwas trinken, also brachte er uns drei Bier. Geld wollte er dafür nicht – wir seien so nett, er wolle uns gerne einladen.

Großzügigkeit ohne die geringste Erwartung einer Gegenleistung – das ist der Höhepunkt der Gastfreundschaft. Und der Menschenfreundlichkeit. Sie hinterlassen sofort ein warmes Gefühl im Bauch. Das gilt für

Einladungen. Und für Hilfestellungen. Ich bin ein Experte im Sich-Festfahren. Neulich passierte es wieder, auf einer wirklich unwegsamen Straße auf Zypern. Die Akamas-Halbinsel liegt ganz im Westen der Insel, es gibt dort einen wunderschönen Strand namens Lara Beach, an dem die Meeresschildkröten ihre Eier ablegen.

Ich wollte diesen Strand mit meiner Freundin erkunden, nicht im Sommer wohlgemerkt, sondern an einem sehr regnerischen Tag im Dezember. Auf dem Weg in die staubige Einöde kamen uns mehrere Wagen entgegen, die Fahrer winkten alle ab, was so viel hieß wie: Wir sollten hier besser nicht weiterfahren. Ich hingegen war überzeugt: Ich kann super Auto fahren, wir ziehen das jetzt durch.

Doch auch der schönste Größenwahn kann nichts gegen zyprische Matschstraßen ausrichten. Zwanzig Minuten später steckten wir mit unserem kleinen Mietwagen in einem riesigen Schlammloch fest. Und zwar nicht nur ein bisschen. Unsere Reifen waren so voller feuchter Erde, dass sie nicht einmal ansatzweise in die sogenannte Straße greifen konnten. Es war Dezember, wir waren allein hier am Ende der Welt, und zusätzlich fing es an, heftig zu gewittern.

Der nächste Ort war zu Fuß drei Stunden entfernt, mindestens. Wobei wir einen Fußmarsch durch die unwirtliche Gegend bei diesem Unwetter ohnehin nicht gewagt hätten. Gott sei Dank funktionierte das Telefon. Es gab eine Taverne im nächsten Dorf, dort rief ich an. Das Gasthaus hatte natürlich geschlossen, aber der Wirt ging glücklicherweise trotzdem ans Handy. Er sei heute in der Hauptstadt, drei Stunden entfernt. Aber er versuche mal, Freunde zu erreichen.

Wir kannten uns nicht, waren uns noch nie begegnet, ich hatte nie bei ihm gegessen. Ich war nur ein Tourist, der ihn an seinem freien Tag störte und ihm Mehrarbeit zumutete – ohne Aussicht auf eine Gegenleistung. Und dennoch versprach er, sich zu kümmern. Ich hörte nichts mehr von ihm,

aber eine Dreiviertelstunde später waren Motorengeräusche zu vernehmen. Er hatte Freunde verständigt, gleich sechs kamen, verteilt auf zwei Jeeps. (...)

Am Ende zogen sie mit einem der Jeeps – unter der Gefahr, sich selbst festzufahren, sich aber in jedem Fall sehr dreckig zu machen – unser Auto aus dem Matsch. Die ganze Aktion dauerte zwanzig Minuten und erforderte sehr viel Anstrengung – doch eine Gegenleistung lehnten die Männer ab. So sei es nun mal, in der Not helfe man sich, radebrechte einer von ihnen auf Englisch. Uns blieb nur, mehrmals efcharistó zu sagen, danke.

Und vielleicht ist genau das etwas, was wir auch hierzulande wieder mehr tun sollten: Geben ohne Gegenleistung. Vertrauen auf das Gute im anderen. Ohne Erwartungen. Die Erwartungshaltung kann viel kaputtmachen.

Wenn andere die eigene Erwartung nicht erfüllen. Oder wenn man selbst einfach zu viel erwartet. Besser ist es, weniger zu erwarten und selbst anzufangen, mehr zu geben. Das ist leichter gesagt als getan, ich weiß. Aber es ist ein Anfang. Und ein wichtiger Bestandteil des Dolce-Vita-Prinzips – eine Hand wäscht die andere.